dem Unternehmertum zur Verfügung gestellt worden waren, um einen Kohlendampfer zu löschen. Daß aus Wismar Weimar geworden war, merkten wohl nur die wenigsten Leser. Einige besonders nette Scherze sind kürzlich bei der zweiten Beratung des Etats des Reichsamts des Innern, bei der über alles Mögliche und noch vieles andere geredet wird, entstanden. Aus „sterilisierte Medien", über die ein süddeutscher Abgeordneter sprach, waren „sterilisierte Mädchen" und aus der chemischen Bezeichnung „Aldehyde" (für eine gewisse Gruppe organischer Verbindungen) „Alte Hüte" geworden.

*

Vergnügungsreisen zum Kriegsschauplatz.

Wie man in Amerika aus dem Krieg zwischen Rußland und Japan Kapital zu schlagen sucht, zeigt eine Mitteilung des „Daily Expreß" aus New-York. Es wird nämlich berichtet, daß zwei unternehmungslustige Dampfschiffahrts-Gesellschaften in San Franzisko und Seattle bereits angekündigt haben, daß sie Vergnügungsfahrten nach dem Kriegsschauplatz arrangieren. Auf den Plakaten, die sie aushängen lassen, sind die folgenden Worte zu lesen: „Man komme und sehe sich den großen Kampf und die großen Schlachten an. Mächtige Scheinwerfer werden mitgenommen, für den Fall, daß die Schlachten bei Nacht geschlagen werden sollten. Es handelt sich um die großen Schlachten des modernen Seekriegs, die man bisher noch niemals gesehen hat. Absolute Sicherheit wird garantiert. Unsere Schiffe sind die schnellsten auf dem ganzen Stillen Ozean und unsere Maschinen kennen ihr Geschäft. Man benutze diese einzige Gelegenheit." Besondere Preise sind für diese Fahrten ausgeschrieben und in Verbindung mit denselben werden bereits ermäßigte Rundreisekarten durch alle japanischen Häfen ausgegeben. Gleichzeitig verschicken dieselben Eisenbahn- und Dampfschiffahrtsgesellschaften mit den Einladungen zu diesen Fahrten, die sie als absolut sicher bezeichnen, Reklamebriefe von Lebensversicherungsgesellschaften, in denen es heißt, daß es vielleicht doch klüger sein würde, sein Leben zu versichern, ehe man eine solche Reise antritt. Weiter wird berichtet, daß das Publikum sich ganz außerordentlich zu diesen Fahrten drängt. Von einem reichen kalifornischen Landwirt wird berichtet, daß er die Mitglieder seiner Familie fragte, ob sie lieber die Schlachten zwischen den Japanern und Russen ansehen oder aber die Weltausstellung von St. Louis sehen wollten, worauf alle, den kleinen siebenjährigen Sohn eingerechnet, sich für den Krieg entschieden. — Dies recht amerikanische Unternehmen zeugt von einer Nahheit der Sitte und Gefühle, wie man sie bisher nur aus dem untergehenden Römerreiche kannte.

*

Ein böser Aprilscherz außer der Zeit

hat in diesen Tagen dem Bürgermeister und Gemeinderat der guten Stadt Kilmarnock in Schottland viel Kummer und Aerger bereitet. Kilmarnock ist ein Ort, der sich mit dem Andenken des großen schottischen Dichters Burns besonders eng verwachsen fühlt. In seinen Mauern ist die erste Sammlung von Burns Gedichten im Druck erschienen, und auch sonst hat die Stadt mit dem in seinem Vaterlande hochverehrten Dichter manche Berührungspunkte. Nun ist aber bekannt, daß der schottisch-amerikanische Dezimillionär Andrew Carnegie, der Mann, der mit Vorliebe Volksbibliotheken stiftet, in besonderm Grade für den nationalen Dichter schwärmt, und Bürgermeister und Stadtväter waren daher bei weitem mehr erfreut als überrascht, als ihnen dieser Tage aus Edinburg ein Schreiben zuging, worin Herr Hew Morrison, Carnegies bekannter Ratgeber in Bibliothekangelegenheiten, die Mitteilung machte, der Stahlkönig beabsichtige, in Kilmarnock dem Andenken des Dichters zu Ehren einen kostbaren Marmortempel zu errichten, der indessen nicht über 500 000 Pfd. St. kosten dürfe. Es wurde da ausgeführt, wie der Prachtbau aus Granit, weißem Mamor und anderm kostbaren Material erbaut werden solle, wie Standbilder berühmter Zeitgenossen des Dichters und bekannter Gestalten aus seinen Schöpfungen darin aufgestellt werden und unter der Kuppel eine kolossale Figur des unsterblichen Genius ihren Platz finden solle. Die Stadtväter hörten diese Schilderung mit stolzem Entzücken. Sie sahen bereits im Geiste Kilmarnock als Wallfahrtsstätte und Scharen von inländischen und ausländischen, besonders amerikanischen Pilgern zusammenströmen, die im Tempel des Dichters Kränze niederlegen und außerdem die Fremden-Industrie heben werden. Die Mitteilung über die hochherzige Spende ging von Hand zu Hand. Sie war sauber mit der Schreibmaschine hergestellt. Auch die Unterschrift Morrisons war damit angefügt und daneben stand, ganz geschäftsmäßig geschrieben, „per J. C.". Niemand fand an der ganzen Zuschrift etwas Auffälliges, und Bürgermeister und Rat taten, als sie vom ersten Ansturm freudiger Aufregung sich erholt hatten, das, was sie und andere unter solchen Umständen für richtig hielten: Sie faßten in schwungvoller Sprache die nötigen Beschlüsse und beeilten sich, Herrn Morrison und dem großmütigen Spender die Annahme und den Dank der Stadt für das großartige Geschenk pflichtschuldigst zur Kenntnis zu bringen. Auf den Rausch der Freude folgte aber sehr bald der Katzenjammer der Ernüchterung, denn umgehend lief ein weiteres Schreiben des bereits genannten Herrn Morrison, diesmal aber von dessen eigener Hand, ein, worin Bürgermeister und Rat von Kilmarnock seiner herzlichen Teilnahme für den grausamen Scherz versichert, den man sich mit ihnen erlaubt habe, und auch bedauert, daß man das warme Interesse, das Herr Carnegie für den vaterländischen Dichter empfinde und auch bei seinem Besuch in Kilmarnock kundgegeben habe, mißbrauche, um ihm ganz grundlos eine törichte Geschmacklosigkeit aufzubürden. Seitdem spähen die schwergenarrten Stadträte wütend, doch bisher vergebens, nach dem Urheber des mutwilligen Streiches, sie denunter den schlimmen Gesellen des Ortes suchen, und alle Welt spricht mit lauter sittlicher Entrüstung von dem ruchlosen Frevel und lacht doch im stillen mit über die Väter von Kilmarnock

*

Ein lehrreiches Denkmal.

Man schreibt der „Frankfurter Ztg.": Für wen wird eigentlich Denkmäler errichtet? So fragt man sich oft versucht zu fragen, wenn man sieht, wie heutzutage die Denkmäler wie Pilze aus der Erde schießen. Daß die auf vielen von ihnen genannte Veranlassung nicht die eigentliche Ursache ihrer Errichtung gewesen ist, das leuchtet ja bei manchen sofort ein, es giebt aber ein Denkmal, das in dieser Hinsicht besonders lehrreich ist, nicht bloß zur Erklärung der Denkmalssucht, sondern auch zur Charakterisierung der Bevölkerung, die es errichtet hat. Dieses Denkmal steht zu Orange in Südfrankreich, das bekannt ist wegen der zwei großartigen Zeugen aus seiner gewaltigen römischen Vergangenheit, die schon von weitem den Blick des Reisenden auf sich ziehen, da sie die niedrigen, kleinen Häuser des Städtchens hoch überragen: das sind der Triumphbogen und das antike Theater. Ein zweistündiger Aufenthalt genügt für gewöhnlich den Besuchern zur Besichtigung dieser beiden Sehenswürdigkeiten, und die meisten gehen an jenem anderen Denkmal achtlos vorüber. Aeußerlich ist es ja auch unscheinbar genug: ein gewöhnlicher Sandsteinobelisk, dazu noch ziemlich abseits am Fuße des Hügels gelegen, an den sich das Theater anlehnt. Doch lesen wir die Aufschriften auf den vier Flächen. Da heißt es auf der einen Seite: Die Gesellschaft der Kämpfer von 1870/71 hat dieses Denkmal mit Hilfe einer öffentlichen Subskription für das Arrondissement Orange errichtet. Divisionsgeneral Colonien (in ganz großer Schrift,) Ehrenpräsident. Dann folgen alle mit Namen aufgezählt: die Herren..., Präsident, zwei Vizepräsidenten, der Sekretär, der Untersekretär, der Schatzmeister, der Unterschatzmeister und acht Ausschußmitglieder. — Auf der entgegengesetzten Seite steht: Die Einweihung des Denkmals fand statt am 12. August 1894 unter dem Vorsitz des Herrn Leygues, Ministers des öffentlichen Unterrichts und der schönen Künste. Casimier Perier, Präsident. Darauf folgt die ganze Stufenleiter der staatlichen und städtischen Behörden: Präfekt, Unterpräfekt, zwei Senatoren, der Deputierte, Bürgermeister, Adjunkte und sage und schreibe zwanzig Stadträte, die gemerkt, alle mit Namen aufgeführt sind. Auf der Rückseite lesen wir: Zur Errichtung des Denkmals haben beigetragen die Gemeinden... und nun folgen 30 Ortsnamen aus dem Arrondissement. — Die Vorderseite endlich enthält die Worte: „Das Arrondissement Orange seinen 1870/71 für das Vaterland gestorbenen Kindern." Aber die Namen dieser Gefallenen sucht man vergebens auf dem Denkmal! Für sie war offenbar neben jenen 46 Personen- und 30 Ortsnamen kein Raum mehr. Wozu auch? Sie sind ja doch schon lange tot, aber die Herren vom Denkmalsausschuß, die leben noch, die können sich auch ihrer in Goldschrift eingegrabenen Namen noch freuen! Wie richtig hat doch Dautet seine südlichen Landsleute geschildert! Orange liegt ja auch gar nicht so weit von Tarascon.

Vom Büchertisch.

* **Gaskraft und Gasbeleuchtung** haben allen gewaltigen Errungenschaften der Elektrizität Stand gehalten und sich auf weiten Gebieten des Handels und der Industrie, des gewerblichen und wirtschaftlichen Lebens ihr Feld erkämpft oder siegreich behauptet. Staunenswerte Fortschritte der Chemie und der Technik werden sie noch auf lange Zeit hinaus nicht allein konkurrenzfähig, sondern auch geradezu unersetzlich erhalten. Zu Beleuchtungszwecken dienen heutzutage bekanntlich neben dem Steinkohlen-, dem Holz-, Luft- und Wassergas auch die Gase von Fetten, Oelen, Petroleum, Spiritus und Calciumkarbid (Acetilen). Noch vor wenigen Jahren kannte man ausschließlich die offene und kostspielige Flammenbeleuchtung; heute ist diese fast gänzlich durch die Auersche Erfindung, das Gasglühlicht, verdrängt, das mit weniger Gas bedeutend mehr Licht erzielt. Stetig wird an der Vervollkommnung dieser ungemein wertvollen Erfindung gearbeitet; es hat sich eine eigene Gasglühkörperindustrie entwickelt, deren Vertreter einander durch möglichst große Ausnutzung des Gases, Verbesserung der Brenner und der Glühkörper zu überbieten trachten. Neuerdings ist auch das Petroleum- und ganz besonders erfolgreich das Spiritusglühlicht auf den Plan getreten. Beide haben gegenüber dem durch Leuchts-, Oel- oder Luftgas erzielten Glühlicht vor allem den Vorzug der Transportfähigkeit. Wer sich über diese Beleuchtungsarten, deren verschiedene Systeme, die Zündvorrichtungen, Fern- und Selbstzünder etc. unterrichten will, findet eine ganz vortreffliche, die neuesten Errungenschaften der Technik berücksichtigende Darstellung in Heft 52 von Herders Konversationslexikon. Zahlreiche Abbildungen auf der besonderen Beilage „Gasbeleuchtung" ergänzen den ausführlichen Text. Von besonderem Interesse ist die vergleichende Tabelle über Materialpreis, Verbrauch und Preis pro Hefnerkerze und Stunde der am meisten verbreiteten Beleuchtungsarten, wobei auch das elektrische Licht (Bogen- wie Glühlicht) in der Uebersicht mit einbezogen ist. Auch die Gaskraftmaschinen (Gasmotoren), denen im gewerblichen Leben eine so bedeutende Rolle zugeteilt ist, werden in Text und Bild auf einer eigenen Beilage geschildert. Eine Tabelle zeigt, daß die Gaskraftmaschinen für Leistungen, für Kraftgas in jeder Größe hinsichtlich der Betriebskosten der Dampfmaschine gleichwertig sind. Die besonderen Vorteile: geringer Raumbedarf, unbeschränkte Wahl des Aufstellungsortes (auch unter bewohnten Räumen), gefahrloser Betrieb, stete Betriebsbereitschaft, Fortfall der Brennstoffkosten während des Stillstandes der Maschine, sichern der Gaskraftmaschine auch gegenüber dem zwar bequemeren aber teueren Elektromotor gerade im Kleingewerbe eine noch stets fortschreitende Beliebtheit. Nicht unerwähnt bleibe, daß der Leser auch über die beliebten Gasautomaten, die nur nach Einwurf eines Geldstückes eine abgemessene Gasmenge abgeben, ferner über die Gasmesser (oder Uhren), sowie die neuerdings so vielfach angepriesenen Gasdruckregler, endlich über die Vorsichtsmaßregeln bei Gasausströmung und über Gasvergiftungen, aufgeklärt wird, was besonders allen, die Gas im eigenen Hause, sei es zur Beleuchtung, zur Heizung, zum Kochen oder zu gewerblichen Zwecken benützen, gewiß sehr willkommen ist.

Verlag und Rotationsdruck der Märkischen Vereinsdruckerei. Verantwortlicher Redakteur F. J. Knappe in Bochum.

Jean Pyra's Handelslehranstalt, Bochum, Friedrichstrasse 36,

Mitglied des Verbandes deutscher Handelsschullehrer und kaufmännisch gebildeter Bücherrevisoren.

Gründliche Ausbildung von Damen und Herren für die kaufmännische Praxis.

Für Damen Unterrichtssaal separat. Die feinsten Referenzen stehen zu Diensten. Bevor Sie einen Kursus beginnen, erkundigen Sie sich.

Prospekte gratis.

Vorbereitungskurse für Bergschüler.

Anmeldungen werden zu jeder Zeit entgegengenommen.



Nr. 41. Gratisbeilage zur Westfälischen Volkszeitung. 20. Februar 1904

Lebenswege.

Erzählung von Clara Wilhelmi.

(Nachdruck verboten.)

„Nein," sagte sie, „alle meine Bemühungen sind fruchtlos. Was mag es nur sein, das zwischen uns getreten ist? — Kaum ist es mir gelungen, ihm einen freundlichen Blick, ein anerkennendes Wort abzugewinnen, so stellt er Tage lang seine Besuche ein. Ich könnte ihn hassen wegen seiner Gleichgültigkeit, wenn ich ihn nicht so unsagbar liebte! — O, diese Liebe, wie sie mich verfolgt! — Wie viele haben mir in den paar Jahren meines Bühnenlebens ihre Huldigungen zu Füßen gelegt, die mich wohl erfreuten, aber mein Herz nicht berührten. Als ich jedoch zum ersten Male in seine dunklen Augensterne blickte, war es um meine Ruhe geschehen. Wie glücklich machten mich seine Huldigungen, wie deutlich las ich auf seinem teueren Angesicht die Liebe zu mir. Wie pochte mein Herz in Seligkeit, wenn die Stunde seines Besuches schlug, wie sehnsüchtig lauschte ich auf seinen mir wohlbekannten Tritt, auf eine Stimme, die im Vorzimmer meinen Namen nennen würde. Und dann, ja — und dann —", sagte sie, „dann folgte eine andere Zeit. — Wie oft lehnte ich mit pochendem Herzen oben am Treppengeländer, horchend, ob er nicht kommen würde; aber er kam nicht, heute nicht, morgen nicht, die ganze Woche verging, ohne mir den Geliebten zu bringen. — O, wie habe ich gelitten, wie mich nach ihm gesehnt! Ich glaubte es nicht ertragen zu können. Ich fand kein Vergnügen mehr an den Beifallsspenden des Publikums, die zahllosen Huldigungen, die oft in den duftendsten Bouquets dargebracht, legte ich achtlos bei Seite; mit tausend Freuden hätte ich sie alle hingegeben um einen Liebesgruß, ein Lächeln des Einzigen! Doch dieses blieb mir versagt. Auf der Bühne suchten meine Augen in der Menge nur ihn, aber vergebens. — Die Mutter schalt mich zwar ein törichtes Mädchen; sie meinte es sei das Los der Schauspielerin, keinen Mann dauernd fesseln zu können; die Gattin, die Hausfrau, suche man sich nicht eben unter diesen. Die Mutter mag Recht gehabt haben, jedoch diese Schranke ist gefallen, ich bin keine Schauspielerin mehr, bin wie andere Mädchen auch. Warum kann ich ihn denn jetzt nicht mehr fesseln? Habe ich meine früher viel gepriesenen Reize verloren?"

Jäh sprang sie auf und eilte mit der Kerze zum Spiegel. Die schweren Flechten hatten sich gelöst und die dunklen Haarmassen umwogten das von großer Erregung gerötete Antlitz. Sie unterzog alles einer genauen Prüfung; die hohe edle Stirn, die dunkelblauen blitzenden Augen, den schön geformten Mund. — Sie war sich bewußt, keinen ihrer Reize eingebüßt zu haben; im Gegenteil, das schwarze Gewand hob ihren feinen weißen Teint vorteilhaft hervor.

Zufrieden lächelnd schaute sie ihr Bild im Glase an. Sie dachte darüber nach, daß viele Mädchen von der Natur nicht so glänzend ausgestattet seien, wie sie, und doch ein liebendes Herz gefunden hätten. — Warum denn sollte es ihr nicht gelingen, diesen Einen zu gewinnen?

„Nun wohl," sagte sie, sich vom Spiegel abwendend, „da die Schönheit mir treu geblieben ist, nehme ich den Kampf um sein Herz, seine Liebe auf. Mein muß er werden um jeden Preis! Ich will ihn durch mein Spiel begeistern, mein freundlichstes Lächeln, meine zarteste Hingebung ihm entgegenbringen, werde nicht eher ruhen und rasten, bis ich ihn nicht zu meinen Füßen, sondern in meinen Armen, an meinem Herzen sehe!"

Von diesem Tage an war sie hinreißender, bezaubernder denn je.

10.

Jetzt ist er hinaus in die weite Welt,
Hat keinen Abschied genommen.

Jos. Viktor Scheffel.

Auf den frühen und sehr warmen Frühling folgte ein kühler, nasser Sommer. Der Regenschirm war des Spaziergängers ungertrennlicher Begleiter, die Bedenklicheren holten Ende Mai sogar ihre Winterüberzieher wieder hervor, und Mitte Juni wurde in verschiedenen Oefen ein Feuerchen angelegt. Da mit einem Male schien die kränkelnde Sonne wie durch Götterkraft plötzlich genesen, und eine Sommerfreude ging über alles Land hinaus, noch einmal so wonnig und herrlich, als sollte das Versäumte doppelt vergütet werden. Die schönen, alten Bäume des Tiergartens der Residenz sahen unter dem wolkenlosen Himmel so groß, so majestätisch aus, als wären sie über Nacht um ein Bedeutendes gewachsen und die Menschen darunter liefen lachend aneinander vorüber und grüßten sich mit einer Herzlichkeit, als wären sie alle durch die größte Harmonie verbunden.

In dem Trubel der lachenden und schäkernden Menge ging ein einzelne, elegant gekleidete Dame. Sie grüßte hier und da einige ihr Entgegenkommende, unterhielt sich auch wohl kurze Zeit mit ihnen, sobald diese aber weiter gegangen, suchte die Dame auf weniger besuchte Wege zu kommen. In Gedanken verloren, die Augen auf den Boden geheftet, war sie achtlos weiter gegangen, von dem Fliesweg ab über den jungen Rasen, über altes Moos, über eine Wiese, an deren Rand die vergilbten Blätter vergangener Jahre unter ihren frischgrünenden Bäumen als ein undurchdringlicher Teppich lagerten. Bei einer Bank blieb sie stehen und schaute sich um; hier war sie ganz allein und konnte ungestört ihren Gedanken nachhängen. Diese mußten nicht erfreulicher Art sein, denn ein schwerer Seufzer entrang sich ihrer Brust, als sie sich auf die Bank niederließ; sie bedeckte ihr Gesicht mit dem Taschentuch und gleich darauf ließ sich ein leises Schluchzen vernehmen.

„O Gott, diese Behandlung," klagte sie, „es ist mit mehr zu ertragen. Wie grenzenlos unglücklich bin ich! O, wer mir dies vor fünf Jahren gesagt hätte."

Die Dame hatte eine kleine Weile sich dem Ausbruche ihres Schmerzes hingegeben, da hogen sich die Zweige dicht neben ihr auseinander, die weißen Blätter rauschten dazu und ein elegant gekleideter Herr trat aus dem Gebüsche hervor. Er blieb vor der Dame stehen. Das Rauschen des dürren Laubes ließ sie aufsehen und mit einem Tone, worin der Schreck nicht zu verkennen war, rief sie:

„Mein Gott, Herr von Bergen, Sie hier?"

„Jawohl, Frau Werner, ich bin es," war die Antwort, „darf ich mich zu Ihnen setzen? Bin außerordentlich überrascht, Sie hier zu sehen. Aber Du lieber Gott, was sehe ich? Ihre schönen Augen sind ja vom Weinen gerötet."

Während er sprach, hatte er sich neben Käthchen auf die Bank gesetzt und ihre Hand ergriffen. Diese wandte das Gesicht ab und suchte die Tränen zurückzudrängen.

„Ich glaube die Ursache Ihrer Tränen zu kennen," fuhr er fort, „da Sie vorhin einige Worte aussprachen."

„Wie Herr von Bergen, Sie haben . . ."

„Gehorcht, wollen Sie sagen, meine Gnädige," unterbrach er sie. „Nein, ich kam zufällig hierher, schlenderte durch das Gras unter den Bäumen her, fand plötzlich ein wunderschönes, kräftiges Kleeblatt und dachte darüber nach, welches Glück mir dieses verheiße. Da sah ich Ihr helles Gewand durch die Bäume schimmern, eilte hin, um mir das beschiedene Glück in Empfang zu nehmen und hörte Ihre Worte."

Die junge Frau schwieg; es war ihr unangenehm, sich so überrascht zu sehen.

„Uebrigens sagten mir Ihre Worte nichts Neues."

Bleiben Durch alle öffentlichen Bücher der Welt bekommen und bezahlt hat. Der Verfasser Signor Mario dagegen ließ seine „Gioia“ von der Zeit die Zeit aus Boden mit unseren Bunten Illustrationen bestehen. Sie ist Tänzerin und einer wöchentlich Beilage und Unterhaltungsorgane Beilagen zu einer genußreichen Stunden Abonnementspreis.

unterbrach Hugo die Pause. „Glauben Sie, ich habe es nicht bemerkt, wie Ihr Gemahl Sie tyrannisiert, welcher unwürdigen Behandlung Sie im Hause ausgesetzt sind? O, wie oft habe ich das tiefste Mitleid mit Ihnen empfunden.“

Bei diesen Worten richtete sich Käthchen stolz auf; sie wollte glücklich und beneidet sein, es wenigstens der Welt gegenüber scheinen; und jetzt wurde ihr gesagt, daß sie oft tiefes Mitleid erregt habe. Der Ton war daher recht herbe, als sie sagte:

„Ihr Mitleid mein Herr, begehre ich nicht.“

„Nicht Mitleid allein fühle ich für Sie,“ entgegnete er, ihre Worte verkehrt auffassend. „Nein, ich fühle mehr für Sie und will Sie dieser Ihrer unwürdigen Stellung entreißen. Ich habe auch öfters in Ihren Augen gelesen, daß ich Ihnen nicht gleichgültig bin; nun wohlan, werfen Sie die lästigen Fesseln ab und folgen Sie mir. An meiner Seite sollen Sie das herrlichste, das freudevollste Leben führen!“

Volle Entrüstung hatte die junge Frau diesen Worten gehört; sie war sprachlos vor Erstaunen und verletztem Ehrgefühl.

„An meiner Seite sollen Sie diese letzten bitteren Jahre vergessen,“ fuhr er, durch Käthchens Schweigen ermutigt, fort. „Ich will Sie auf den Händen tragen, mei . . . .“

„Kein Wort mehr!“ rief sie jäh aufspringend. „Also dahin war es gekommen mit ihrem Leichtsinn. Sie hatte die Huldigungen des jungen, feinen Herrn gern entgegen genommen, weil sie ihrer Eitelkeit schmeichelten, aber weiter hatte sie nicht dabei gedacht. Ihre Stimme zitterte vor Erregung.

„Ein jedes Ihrer Worte ist eine Beleidigung! Wie dürfen Sie sich erlauben, eine solche Sprache zu führen?“

Jetzt war die Reihe des Erstaunens an von Bergen. Bewundernd sah er dies stolze, zürnende Weib an, welches ihm noch nie so schön erschienen. Er mußte sie besiegen, hatte sie doch früher gern seinen Schmeicheleien Gehör geschenkt. Er war nicht gewohnt, sich auf solche Weise abfertigen zu lassen, deshalb reizte das Benehmen Käthchens ihn noch mehr an.

„Käthchen, höre mich,“ begann er wieder, indem er von neuem ihre Hand ergriff und sie zu sich auf die Bank zu ziehen versuchte.

„Zurück, berühren Sie mich nicht,“ rief sie, seine Hand zurückschleudernd.

O, wie fühlte sie sich beschämt, wie gedemütigt; welch niedrigen Charakter hatte man ihr zugetraut. Wie gut war es, daß niemand in der Nähe gewesen und die Worte, die zu ihr gesprochen wurden, gehört hatte. Gehört waren sie freilich nicht, weder Hugo's noch Käthchen's Worte, aber einen Beobachter hatte das Wortspiel doch. Hätte Käthchen die drohenden blitzenden Augen gesehen, welche von jenseits der Wiese unter den Bäumen her zu der Gruppe hinüberblickten, sie würden noch mehr gezittert haben. Es war Paul, der da drüben stand.

Am Nachmittag, als Käthchen sich zum Spaziergange bereit machte, saß Paul in seinem Komptoir am Schreibtisch und kramte in den verschiedenen Fächern und kleinen Behältern. Heute Morgen hatte ihn der Buchhalter daran erinnert, daß morgen und an den folgenden Tagen verschiedene große Posten bezahlt werden müßten. Paul zählte seine Barschaft nach, aber sie reichte lange, lange nicht, die fälligen Posten zu decken. Er sah die vor ihm liegenden Papiere durch und fand, daß Käthchen mit ihrem Luxus und ihrer Prunksucht große Summen vergeudet. Es fanden sich aber auch noch andere Papiere vor. Quittungen über bezahlte Spielschulden und verlorene Wetten von nicht geringer Höhe. Paul fand es, wie so viele, bequemer, die Schuld von sich auf andere zu schieben; so legte er den ihn drückenden Geldmangel auch einzig seiner Gattin zur Last, und machte ihr innerlich die bittersten Vorwürfe. Doch hiermit war ihm nicht geholfen, seine Lage wurde dadurch nicht verbessert. Grollend legte er die Papiere wieder zusammen an ihren Platz und rüstete sich zum Ausgang. Sein Freund Bergen mußte ihn nochmals aus der Verlegenheit helfen. Er ging zwar ungern hin, denn seit dieser so oft, fast täglich in seinem Hause verkehrte, haßte er ihn beinahe. Aber wohin sollte er sich sonst wenden? Bei Hugo fand er immer einen offenen Beutel, deshalb ging er denn auch zu dessen Wohnung.

„Der junge Herr ist ausgegangen,“ wurde ihm dort gesagt, „er ist spazieren, wahrscheinlich zum Tiergarten.“

So begab sich auch Paul dahin, denn er wollte je eher desto lieber mit Herrn von Bergen sprechen, damit er die Geldsorge vom Herzen bekomme. Er durchstreifte die belebtesten Wege des Gartens und spähte überall umher, jedoch vergebens, nirgends war der Gesuchte zu finden. Da suchte er denn auch die einsameren Gänge auf, aber ohne Erfolg. Enttäuscht entschloß sich Paul zur Heimkehr. Noch einmal ließ er seine Augen umherschweifen und siehe, dort jenseits der Wiese, war das nicht Hugo?

Er ging näher; ja, er war es ohne Zweifel. Aber wie sonderbar! Hugo hatte sich auf einer Bank niedergelassen, jetzt bewegte er sich zur Seite, er war nicht allein, eine Dame war bei ihm. Sah er recht? Ja, dort saß Bergen neben Käthchen auf der Bank, hatte ihre Hand erfaßt und redete eifrig mit ihr. Was hatten die Beiden nur so Heimliches mit einander zu reden, daß sie in seinem Hause nicht oft genung, oder befürchteten sie, dort durch eine Dazwischenkunft gestört zu werden? Die Eifersucht stieg in hellen Flammen auf, er hätte hineilen und seine Frau samt ihren Galan zur Rede stellen mögen, aber es war ja Hugo, der ihn so oft aus der Verlegenheit geholfen, dem er verpflichtet war; er durfte diesem gegenüber nicht so auftreten, wie er es möchte.

„Ha, Schlange, Du,“ knirschte er zwischen den Zähnen hervor, während er die Faust in der Tasche ballte. „Du sollst mir dies büßen. An Deinem Galan darf ich mich nicht rächen, aber Dich will ich zertreten wie einen Wurm.“

Wäre Paul noch länger auf seinem Lauscherposten geblieben, er würde gesehen haben, wie Käthchen Bergen heftig zurückwies und sie allein den Heimweg antrat. Paul wartete aber nicht lange, sondern stürmte wie ein Rasender fort.

„Auch das noch,“ ächzte er; „nicht genug, daß sie mit ihrer übermäßigen Prunksucht mich fast zu Grunde richtet, muß sie mir auch dieses noch zufügen.“

(Fortsetzung folgt.)

Nach kurzer Zeit wurde die Tür langsam und vorsichtig geöffnet und Elsa stand der Blinden gegenüber, die ihre glanzlosen Augen auf die Fremde richtete, mit dem ängstlichen Gefühl, ob sie dem Besuche Einlaß gewähren solle oder nicht.

„Ist Fräulein Helene daheim? ich möchte sie sprechen,“ begann Elsa, durch den starren Blick der armen Frau eingeschüchtert.

„Wer sind Sie?“ lautete die ruhige Entgegnung. Doch kaum hatte sie den Namen gehört, als das Antlitz der Blinden sich erhellte und sie den Gast in das bescheidene Wohnzimmer führte.

„Wie gut, daß Sie gekommen sind, Fräulein Elsa, ich fürchtete schon, Sie hätten uns vergessen,“ rief ihr die Kranke entgegen und deutete mit der Hand auf einen Stuhl, dicht an ihrem Lager.

Die Blinde hatte das Zimmer verlassen, jedenfalls wollte sie Helene benachrichtigen und Elsa fand inzwischen Zeit, im Zimmer Umschau zu halten. Sie wunderte sich im Stillen über die Möglichkeit, daß Menschen in diesen elenden Räumen glücklich leben könnten.

„Wir würden uns freuen, wenn Herr Willford morgen an unserer kleinen Festlichkeit teil nehmen wollte; es kommen viele Musikfreunde zu uns, und ich kann ihm in Voraus einen genußreichen Abend versprechen,“ begann Elsa.

„Sie meinen es gewiß gut,“ versetzte die Kranke freundlich, „aber mein Bruder wird Ihre Einladung doch ausschlagen. Er geht grundsätzlich nie in Gesellschaft und seine zahlreichen Schüler nehmen fast seine ganze Zeit in Anspruch.“

„Wenn ich ihn heute selbst bitte, macht er vielleicht eine Ausnahme,“ beharrte Elsa, „eine kleine Abwechselung muß ihm doch eine Erholung sein.“

„Das ist unmöglich. Er ist nicht zu Hause.“

Elsa blickte ungläubig die Kranke an. „Er ist nicht zu Hause?“ wiederholte sie kopfschüttelnd, „das ist doch sonderbar, ich habe ihn doch mit meinen eigenen Augen gesehen; er betrat nur wenige Augenblicke vor mir das Haus.“

„Wirklich? nun, dann muß ich mich geirrt haben, aber dennoch kann ich Ihnen keine Hoffnungen machen. Ich gebe Ihnen die Versicherung, der Organist lehnt jede Einladung entschieden ab; er nimmt hier im Hause noch nicht einmal Besuch von Fremden an.“

„Guten Morgen, Fräulein Elsa,“ ertönte in diesem Augenblick Helenen's heitere Stimme, als sie der Freundin die Hand zum Gruß entgegen streckte.

„Wir möchten Sie bitten, einige Notenhefte mitzubringen, und meine Mutter hofft, daß der Herr Organist Sie begleiten wird.“

„Das begreife ich, aber ich will ihn später fragen, er ist jetzt nicht hier.“

Elsa sah betroffen auf; hätte sie nicht mit ihren eigenen Augen den jungen Mann vor wenigen Minuten gesehen, so würde sie gern den Worten der Schwestern Glauben schenken, aber jetzt mußte sie, daß sie absichtlich getäuscht wurde. Mißmutig und verstimmt erhob sie sich, bat Helene noch einmal, doch ja nicht die Noten zu vergessen und verließ bald die Hütte.

* * *

Die prächtig geschmückten Gesellschaftsräume des reichen Kommerzienrats Laube waren mit zahlreichen Gästen gefüllt. Er pflegte diese musikalischen Unterhaltungsabende nur selten zu arrangieren, wenn es aber geschah, so waren dieselben so prunkvoll und anziehend wie irgend möglich.

In der einen Ecke saß der alte Dr. Hartung im eifrigen Gespräch mit einigen jungen Gelehrten. Er war so sehr von der geistigen Unterhaltung gefesselt, daß er gänzlich darüber sein jüngstes Töchterlein vergaß, und gar nicht darüber bemerkte, wie eifrig es sich hinter schlanken Palmenwedeln mit einem fremdländisch aussehenden Herrn unterhielt.

„Wie gefällt Ihnen das gesellige Leben hier in Deutschland?“ fragte soeben die junge Dame, worauf der Fremde lächelnd erwiderte, daß ihm ein solches Leben zu neu und fremd sei, um sich ein Urteil darüber zu erlauben.

„Gestehen Sie es nur, Herr Rock, Sie hatten in Canada von einem gesellschaftlichen Leben gar keine Ahnung,“ fuhr die junge Dame heiter plaudernd fort. —

„Nicht die geringste. Mein Onkel kümmert sich sogar wenig um seine eigenen Gutsnachbarn. Er liebt ein freies, gesundes, ungebundenes Farmerleben, das er nur um meinetwillen aufgegeben hat.“

„Wie kam das? Gefiel Ihnen das Leben nicht in Canada?“

„Im Gegenteil, ich war dort sehr glücklich. Aber mein Onkel Robert — er ist gar nicht mein rechter Onkel; er adoptierte mich, als ich noch ein ganz kleines Kind war — wollte mir eine ganz gute Ausbildung verschaffen, wie ich sie dort drüben nicht recht haben konnte. Darum verkaufte er seine Besitzungen und reiste mit mir nach Europa. Vor einigen Monaten hat er sich in England angekauft, wohin ich ihm später zu folgen gedenke.“

„Wie edel und hochherzig von ihm! Ist er verheiratet?“

„Nein, er lebt als Junggeselle. Es liegt ihm wenig an der Gesellschaft von Damen — wahrscheinlich hat er in seiner Jugend nicht die Richtige gefunden,“ setzte er scherzend hinzu, einen bewundernden Blick in das lieblich Antlitz der Dame werfend.

„Herr Rock, wo sind Sie denn eigentlich? Sie haben sich ja versteckt,“ erklang plötzlich die heitere Stimme der Wirtin. „Kommen Sie doch mit in das Musikzimmer; ich höre soeben, daß Sie eine prachtvolle Stimme und einen guten Tenor haben. Sie werden unserer Gesellschaft zu Liebe doch singen, nicht wahr?“ schmeichelte sie bittend. „Es sind hier viele Musikfreunde versammelt, denen Sie noch nicht vorgestellt sind.“

„Gewiß gehe ich mit Ihnen, wenn Sie es wünschen, und gern will ich auch mein Bestes tun,“ erklärte der Angeredete bereitwillig. „Vielleicht wird Fräulein Hartung meine Lieder begleiten,“ fügte er bittend hinzu.

Martha lachte bei dieser Zumutung hell auf. „Ich würde es mit Vergnügen tun, aber alle meine Bekannte wissen, daß ich gar nicht musikalisch bin,“ gestand sie offen. „Ich könnte kein Liedchen begleiten selbst wenn es gälte mein Leben damit zu retten.“

„Nennen Sie nur, Herr Rock, ich stelle Sie einer Dame vor, die Ihren Anforderungen vollkommen genügen wird. Sie ist hier Musiklehrerin, es ist also ihr Fach.“

Herr Rock folgte seiner Wirtin ins Musikzimmer. Dicht vor dem Instrument, in den Noten blätternd, stand eine junge Dame in dunkelblauem Sammetkleide mit kurz gelocktem Haar und lebhaften, feurigen Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Organist.

6)

Novelle von C. Borges.

(Nachdruck verboten.)

5. Kapitel.

Wenn der Organist gehofft hatte, daß seine ganz energische Weigerung der Einladung des Pfarrers Folge zu leisten, ihn allen gesellschaftlichen Pflichten überheben würde, so hatte er sich gründlich getäuscht, denn zu seinem nicht geringen Erstaunen schien gerade das Gegenteil eintreten zu wollen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde, daß der talentvolle junge Künstler geflissentlich jeden geselligen Verkehr meide und die tausendzüngige Fama stempelte ihn bereits zum Menschenhasser. In Folge dieses müßigen Geredes fingen die Leute an sich mehr als notwendig um die Bewohner der Rosenvilla zu bekümmern.

Einige Neugierige wagten sogar, die entlegene Hütte aufzusuchen, um unter irgend einem erdachten Vorwande Gelegenheit zu finden, die Bekanntschaft des jungen Mannes zu machen. Ihr Bemühen war nutzlos. In höflicher, aber ganz entschiedener Weise, die seinen Widerspruch duldete, berichtete Helene oder die kranke Schwester, daß der Organist zu sehr von seiner Zeit in Anspruch genommen sei und daher jeden Besuch abweisen lasse. Auch ein reicher Gutsbesitzer der Umgegend hatte von diesem Sonderling gehört, er kam selbst, um ihn als Musiklehrer für seine Kinder zu gewinnen, aber auch er wurde abgewiesen. Die Kranke gab ihm die Versicherung, daß die Zeit ihres Bruders vollkommen besetzt sei und er neue Schüler nicht mehr annehmen könne. Der reiche, in seinem Stolz gekränkte Gutsherr war über diese ablehnende Entgegnung empört; eine heftige Antwort schwebte auf seinen Lippen, doch da fiel sein Blick auf das sorgenvolle Antlitz der blinden Frau, und die Worte blieben unausgesprochen; schweigend verließ er die Hütte.

Bald flüsterte man von einem Geheimnis, das die Fremden umgab, und das seinen Höhepunkt in dem jungen Künstler mit den großen blauen Brillengläsern erreichte. Er erfüllte noch wie vor gewissenhaft alle übernommenen Pflichten, in der Kirche sowohl wie in Privatfamilien, aber er schloß mit niemandem Freundschaft.

Inzwischen lebte Helene Willford in ihrer heiteren Weise ruhig einen Tag in den andern. Ebenso wie der Bruder schlug sie jede Einladung aus, aber ab und zu machte sie doch eine Ausnahme. Es widerstand ihrem offenen ehrlichen Charakter, immer nach leeren nichtigen Ausreden zu haschen, und so war es gekommen, daß sie an einigen musikalischen Abendunterhaltungen einer befreundeten Familie, des Kommerzienrats Laube, dessen Töchter sie unterrichtete, Teil genommen hatte.

„Martha“, sagte Else Laube eines Morgens zu ihrer Freundin, der jüngsten Tochter des Dr. Hartung, „Du mußt morgen zu uns kommen. Fräulein Willford kommt, und Du mußt sie kennen lernen.“

„Ganz wie Du willst,“ versetzte die Angeredete tonlos, denn ihre frühere Munterkeit war dahin „wird der Organist auch kommen?“

„Er? Nein ganz gewiß nicht. Wir bemühen uns gar nicht mehr, ihn einzuladen. Ich kann ja nicht begreifen, was die Leute Anziehendes an ihm finden, er ist ja fast noch ein Knabe. Nach meinem Geschmack könnte der nur ein Mann sein, der ein stattliches, männliches Aeußere hat.“

„Wie Herr Karl Schellenberg,“ warf Martha neckend ein, denn die Zuneigung der Freundin zu dem jungen Agenten war unter den jungen Mädchen hinlänglich bekannt.

Else errötete; dann lachte sie verlegen und zuletzt seufzte sie schwer. Der junge Agent war arm und seine Aussichten für die Zukunft wenig verlockend; aber mit Freuden würde sie Mangel und Entbehrung mit ihm geteilt haben, und wäre doch an seiner Seite glücklich gewesen; aber sie wußte auch, daß diese Gefühle ihm gänzlich fremd waren.

„Es ist eine sonderbare Welt,“ klagte sie, ihren geheimsten Gedanken Ausdruck gebend, „Leute, die uns gleichgültig sind, lieben uns, und diejenigen, die wir lieben — —“

„Lieben andere,“ ergänzte Martha.

„Wie weißt Du das? wen liebt er?“ fragte Else erschrocken und ihre Wangen farbten sich dunkler.

„Ich sprach nur im allgemeinen und jede Vertraulichkeit ist ausgeschlossen,“ beruhigte Martha.

Else fühlte, daß sie sich verraten hatte. Schnell gab sie dem Gespräche eine andere Wendung, erinnerte die Freundin, am nächsten Tage recht zeitig zu erscheinen und trat dann in Gedanken versunken, den Heimweg an.

Plötzlich bemerkte sie, daß sie unbewußt eine falsche Richtung eingeschlagen hatte und sich in der Nähe der Rosenvilla befand. Sie wollte die Gelegenheit benutzen und Fräulein Willford bitten, einige Notenhefte für die geplante Festlichkeit mitzubringen.

„Es ist eine gute Gelegenheit, jetzt hineinzugehen; vielleicht kann ich endlich einmal den Organisten sehen,“ dachte sie bei sich selbst, denn die Mutter und die Schwestern waren ihr bekannt.

„Da ist er!“ rief sie plötzlich überrascht stehen bleibend, als sie von der entgegengesetzten Richtung den jungen Mann sich raschen Schrittes der Hütte nähern sah.

Ohne seine Blicke zu erheben, betrat der junge Mann das Häuschen, dessen Tür er hinter sich verschloß, und wenige Minuten später klopfte Elsa Laube an die Haustür, sich im stillen freuend, daß heute der junge Künstler ihr nicht entgehen werde.

Allerlei.

Tägliche Erinnerungen.

21. Februar.

1677: Spinoza, Philosoph, †. (Haag). 1785: Varnhagen von Ense, Schriftsteller, geb. (Düsseldorf). 1809: K. E. Bock, ber. Arzt, geb. (Leipzig). 1815: C. Meissonier, franz. Maler, geb. (Lyon). 1821: Li Hung Tschang, chines. Staatsmann, geb. (Nganhwei). 1861: Rietschel, Bildhauer, †. (Dresden). 1862: Justinus Kerner, Dichter, †. (Weinsberg). 1902: E. Holub, Afrikareisender, †. (Wien).

22. Februar.

1455: J. Reuchlin, Humanist, geb. (Pforzheim). 1512: Amerigo Vespucci, Seefahrer, †. (Sevilla). 1732: George Washington, geb. (Westmoreland County, Virginia). 1788: Arthur Schopenhauer, Philosoph, geb. (Danzig). 1805: Rob. Reinick, Maler und Dichter, geb. (Danzig). 1817: N. W. Gade, Komponist, geb. (Kopenhagen). 1817: Die Jugendschriftstellerin Ottilie Wildermuth, geb. (Rottenburg a. Neckar).

Ein origineller Fastnachtsgebrauch

herrschte früher in jenen weinreichen Landstrich Württembergs, der den Namen Zabergau führte. Gleich nach Neujahr nämlich wurden in jeder Ortschaft einige Frauen erwählt, welche bei den Ortsschulzen um die Erlaubnis bitten mußten, zu Fastnacht die Weiberzeche abhalten zu dürfen, was ihnen selten abgeschlagen wurde. Dieses Fest aber bestand in folgendem: Am frühen Morgen kamen die Frauen auf dem Rathause zusammen und hielten unter dem Vorsitz der Frau Pfarrer Gericht, wobei alle im abgelaufenen Jahre vorgekommenen Ordnungswidrigkeiten in Küche und Hauswesen zur Verhandlung gebracht und die für schuldig befundenen Frauen verurteilt wurden. Wer z. B. der Unsauberkeit bezichtigt wurde, mußte seine Kinder oder sein Küchengeschirr vor den Richtern im Rathause säubern, eine Widersetzlichkeit würde die Missetäterin aus aller Ortsgemeinschaft ausgeschlossen haben. Man hütete sich daher wohl, Ursache zur Zitation zu geben. Nach der Sitzung begann der Festschmaus, wobei alle sonstigen männlichen Personen streng ausgeschlossen waren. Die beiden Ortsvorstände vertraten gewissermaßen die ganze übrige männliche Einwohnerschaft, und ihre Bewirtung sollte symbolisch die Achtung und Anerkennung ausdrücken, die männiglich der „Hausehre“ schulden. Woher schrieb sich aber der Name „Weiberzeche“? Kaum ist man befugt, mit Sicherheit eine Erklärung davon zu geben. Denn es war streng verboten, über das, was bei diesen Zusammenkünften getan wurde, etwas zu verraten. Das Verbot scheint indessen nicht streng genug befolgt worden zu sein, denn einige Chronisten behaupten mit Sicherheit, daß man sich nach der Gerichtsverhandlung fleißig einschenken ließ. Dabei wurde Backsbraten aufgetragen, Butterkuchen und Wecken verteilt, auch fanden sich unter dem Rathause Musikanten ein, die musizierten, wofür sie ebenfalls bewirtet wurden, sowie Bäcker, die Gebäck feilboten. Vor Anbruch der Nacht durfte sich keine Teilnehmerin vom Schmause entfernen, und zur Besänftigung der darüber scheltenden Eheherrn bekam jede Frau noch ein Krüglein Wein mit nach Hause. Das Elend des 30jährigen Krieges verdrängte in vielen Orten des Zabergaues diesen originellen Brauch, in einigen kam er aber später wieder auf und erhielt sich bis ins vorige Jahrhundert.

*

Heiteres aus den Reichstagsberichten.

Wiederholt haben die Zeitungen ihren Lesern „Redeblüten“ aus den deutschen Parlamenten mitgeteilt. Es waren dies meist rednerische Entgleisungen von Abgeordneten. Zur Abwechslung bringt das „Berliner Tageblatt“ einige unfreiwillige Scherze, die nicht den Abgeordneten, sondern Berichterstattern, Setzern und Hauskorrektoren zur Last fallen. Einige Beispiele! In einer der letzten Tagungen des alten Reichstages machte der Abgeordnete Fischbeck den Abgeordneten Fürsten Herbert Bismarck den Vorwurf, er verdanke seine Wahl unlauteren Mitteln. Er führte ungefähr aus: Wenn ich meine Wahl solchen Mitteln zu verdanken hätte wie Sie, Herr Abgeordneter, so würde ich mich genieren, in den Reichstag zu kommen. Was war aus diesem Satze in einer großen Berl. Zeitung geworden? „Herr Abgeordneter, wenn ich meine Wahl solchen Michel n zu verdanken hätte wie Sie, dann würde ich mich genieren, in den Reichstag zu kommen.“ — Der seither verstorbene Abgeordnete Rickert erklärte gelegentlich der Beratung des Kultusetats im preußischen Abgeordnetenhause, er habe ein Herz für die Frauenbewegung. Zu welchen Geständnis wurde diese Erklärung! In einer Zeitung stand: „Abgeordneter Rickert (freisinnige Vereinigung) erklärt, er habe ein Herz für die Frauen. (Bewegung!)“ Daß die Namen von Rednern zuweilen im Satz aus Versehen fortfallen, sei nur nebenbei erwähnt. Auf diese Weise hat vor kurzem der Abgeordnete Liebermann von Sonnenberg in einer großen deutschen Zeitung außer seiner Rede die Rede des Reichskanzlers gehalten. Nach dem Abgeordneten Richter sprach einst der Abgeordnete von Unruh. Richter hielt in vielen Zeitungen auch diese Rede mit der boshaften Einschaltung (Unruhe!) — Nach dem Bericht einer Zeitung hatte der Abg. Dr. Herzfeld sich im vergangenen Jahre beklagt, daß in Weimar Soldaten

Die Anmut, Frische, Leichtigkeit und Eleganz, die den Tanzsaal überhaupt erst menschenwürdig machen, gehen in den späteren Stunden verloren. Man riecht den Schweiß, wenn nicht mit der körperlichen, dann doch mit der Seelen-Nase, und damit geht alle Poesie flöten. Wer klug ist, geht nach Hause oder setzt sich wenigstens in eine ruhige Plauder-Ecke, ehe die Wärme des Tanzbechers kommt.

Und wie ist's beim Spiel? Da setzen sich drei oder vier Skatbrüder in ihre Spielecke. Schön; das ist, wenn um Bruchteile von Pfennigen flott und freundschaftlich gespielt wird, ein ganz leidlicher Zeitvertreib. Aber die letzten Runden — die entscheiden erst den Wert des Vergnügens. Hört man zur rechten Zeit auf, so geht man mit freiem Kopf, leichtem Gewissen und angenehmen Erinnerungen nach Hause. Aber wenn immer noch einmal und noch einmal die letzten und allerletzten und unwiderruflich letzten Runden angesagt werden, dann kommt die Wärme: zu viel Zeit vertrödelt, zu viel getrunken, angegriffen im Kopf, im Gewissen, Aerger zu Hause ꝛc. Ist es da nicht klüger, entschieden auf dem rechtzeitigen Schluß zu bestehen und den gierigen Genossen, die auf Fortsetzung dringen, einfach die Uhr unter die Nase zu halten mit der freundlichen Vertröstung auf das nächste Mal.

Kürze ist auch der Unterhaltung Würze. Wer irgendwo einen Besuch macht, der bedenke und behalte: Wenn du zu schnell wieder aufbrichst, so ist das längst nicht so schlimm, als wenn du zu lange dasitzest! Dieses Kleben am Stuhl mit der Drehung des Hutes und dem mühsamen Haschen nach ordentlichem Gesprächsstoff ist für beide Teile schrecklich. Der kluge Besucher muß gleichsam auf einer Feder sitzen, die rechtzeitig sich auslöst und dann ihn sofort in die Höhe schnellt. Wenn die übliche Zeit verstrichen ist oder der Besuchte irgend ein Zeichen der Ermattung seines Interesses gibt, oder eine Stockung im Gespräche eintritt, dann sofort ohne lange Begründungsrede frisch und freundlich Abschied nehmen! Wenn sie nachher sagen, du seiest zu schnell gegangen, so bleibst du in gutem Andenken; aber wenn der Nachruf lautet, du habest sie lange aufgehalten, so ist Wärme nachgekommen.

Etwas Plaudern mit guten Freundinnen und Nachbarinnen gilt als ein besonderes Vergnügen des weiblichen Geschlechts. Aber es gibt auch männliche Plaudertaschen und Klatschbrüder genug. Ob am Kaffeetisch oder am Stammtisch im Wirtshause geklatscht wird, macht in der Sache keinen Unterschied. Im allgemeinen ist ja nichts dagegen einzuwenden, wenn man sich über das Neueste mal ausspricht, so lange nicht Ehrabschneiderei, Ohrenbläserei oder gar Verleumdung betrieben wird. Aber wenn der Meinungsaustausch sich nur nicht so oft heillos in die Länge ziehen wollte! Da wird ein Garn ohne Ende abgehaspelt, und eine Scheere zum Durchschneiden des Gesprächsfadens scheint niemand bei sich zu führen. Man kommt von Hundertsten in's Tausendste, und wenn man kein neues Thema mehr findet, so wird das alte Thema nochmals erörtert; jeder Quark wird breit und noch breiter getreten. Die geschwätzigen Damen stehen an der Haustür oder an der Straßenecke, als ob sie zu den Glücklichen gehörten, denen keine Stunde schlägt, während doch die kleinen Kinder oder die anbrennenden Töpfe nach ihnen schreien. Die Männer aber feuchten ihre herbeigelaufenen Jungen immer noch mit einem weiteren Gläschen an, und je mehr sie trinken, desto quatschiger wird die Unterhaltung. Schließlich geht jeder nach Hause mit dem Bewußtsein, daß die anderen viel dummes Zeug gesprochen und ihm die kostbare Zeit gestohlen hätten. Der Rest ist Wärme: Enttäuschung, Verstimmung, Aerger. Hätte man dagegen rechtzeitig, nachdem jeder seinen interessanten Stoff ausgepackt hatte, die Debatte geschlossen, so wäre eine angenehme Erinnerung und Erfrischung des Gemütes übrig geblieben.

Im Reichstag kann man gewöhnlich keinen Schluß der Debatte machen, weil das Haus in der Regel nicht beschlußfähig ist und also die Rache des abgeschnittenen Redners zu fürchten hat. Das empfindet man auch als ein parlamentarisches Verhängnis; denn die endlose Rederei hindert nicht blos die Arbeit, sondern drückt die ganzen Verhandlungen herunter. Im Privatleben wird über den „Schluß der Debatte" keine regelrechte Abstimmung herbeigeführt; aber jeder Beteiligte hat es ja in der Hand, entweder durch seine rechtzeitige Ankündigung den Schluß herbeizuführen oder sich selbst von der endlosen Unterhaltung zurückzuziehen. Wer klug ist, macht davon Gebrauch, sobald ihm das Bewußtsein aufsteigt, daß die Rederei keinen Wert mehr hat.

Den „Schluß der Debatte" kann man nicht hoch genug schätzen. Maß zu halten, ist in allen Dingen gut, und ganz besonders in allem, was man Vergnügen zu nennen pflegt. Je schneller man aufhört, desto weniger bekommt man von der Wärme zu kosten, die allem Irdischen anhaftet.

Aus der Reichshauptstadt.

Fastnacht in Berlin. — Großberlin. — Stiftung.

„Berlin hat keine Fastnacht!", — „doch, Berlin feiert das ganze Jahr Fastnacht!" So unterhielten wir uns am letzten Dienstag Abend bei einem Glase Moselwein; das wir einem Abgeordneten des vielumsungenen Moselstals und seiner edlen Tropfen verdankten! Wer hat nun recht? Beide Teile! Einen eigentlichen Karneval gibt es hier nicht, weil der Karneval vom Aschermittwoch bis Fastnachtsdienstag dauert, wer es nicht glauben will, werfe nur einen flüchtigen Blick in die Anzeigen der Berliner Zeitungen und er wird uns recht geben. Nur an einer Tatsache kommt es in Erinnerung, daß die Reichshauptstadt ihren besonderen Fasching hat. „Faschingsnummer", „Karnevalsnummer", „Neueste Nachrichten" riefen von Sonntag bis Mittwoch die Zeitungsverkäufer aus! Das ist aber auch alles! Aber sonst spielt sich viel „Fastnacht" ab; ist doch gerade in diesen Tagen ein früherer Hotelbesitzer Eduard Drucker mitten in den Flitterwochen verhaftet worden; derselbe hat ein bewegtes Leben hinter sich. Sein Vater hinterließ bei seinem Tode seiner Witwe und drei Kindern ein Vermögen von acht Millionen Mark. Eduard ließ sich alsbald in große Unternehmungen ein, baute in Frankfurt am Main zwei große Hotels und richtete sie vollständig ein. Hierbei verlor er große Summen. Außerdem führte er ein kostspieliges Leben, so daß die ihm einstweilen ausgeworfene bare Geldsumme bald verbraucht war, und seine in Zürich wohnende Mutter wiederholt mit großen Beträgen einspringen mußte, um die Schulden des Sohnes zu begleichen. In erster Ehe wer Drucker mit der Tochter eines bekannten Weinhändlers aus der südlichen Friedrichstadt verheiratet. Die Frau ließ sich jedoch wieder von ihm scheiden. Dann lernte er in der Pension in der Neuen Wilhelmstraße Fräulein Ada Riebel aus Königsberg kennen, die Tochter eines Stadtrates, und ging mit ihr in London die Ehe ein. Während sich dann das Paar auf der Hochzeitsreise durch Frankreich befand, wurde gegen den Ehemann auf Betreiben einer Automobilfabrik ein Haftbefehl erwirkt. Angeblich schuldet Drucker auf ein entnommenes Automobil noch 7000 Mark. Als nun das Ehepaar nach Berlin zurückkehrte, und Drucker eben seine Droschke verließ, wurde er von zwei Kriminalpolizisten empfangen und sofort in Untersuchungshaft abgeführt. Seine junge Frau ist darauf zu ihrer Schwiegermutter nach Zürich gefahren. Gestern lief nun in der Pension ein Telegramm ein, in dem die Mutter des Verhafteten sich bereit erklärt, dem Sohne zum letzten Male zu helfen. Das ist auch ein Stück „Fastnacht" des Großstadtlebens, an die sich sofort der Aschermittwoch anschließt.

Die Berliner Stadtverwaltung ist allerdings von einer gründlichen Aschermittwochstimmung beherrscht; Steuererhöhung und Eingemeindung der Vororte, in die immer mehr die steuerkräftigen Leute ziehen, sind die Schmerzenskinder. Das reiche Schöneberg mit seinen Millionären — auch Bebel wohnt dort — sträubt sich noch sehr gegen die Umarmung durch Großberlin. Oberbürgermeister Wilde von Schöneberg hat sich dieser Tage zu der Frage sehr eingehend geäußert; er erinnert daran, daß die Einverleibung Schönebergs in Berlin die Stadtverwaltung während der sechs Jahre ihres Bestehens unausgesetzt, aber aus sehr verschiedenen Gesichtspunkten beschäftigt habe. Vor der Stadtwerdung und zwei Jahre nach ihr wünschte Schöneberg die Einverleibung in Berlin, das diesen Wunsch aber ziemlich schroff abwies. Dann wollte Berlin den besten Teil von Charlottenburg und den Berliner Ortsteil von Schöneberg aufnehmen. Das ging nicht aus finanziellen Gründen, und jetzt, wo finanzielle Bedrängnis Berlin zur Einverleibung, wenigstens der besser situierten westlichen Vororte drängt, jetzt wollen diese nicht, weil sie auf eigenen Füßen stehen können und wollen. In Berlin sind jüngst zwei Broschüren erschienen, eine offizielle des Magistrats und eine private des Stadtverordneten Haberland. In beiden wurde behauptet, daß die Vororte an der finanziellen Peroute, in der sich Berlin gegenwärtig befindet, schuld seien, weil zu viel gut situierte Leute nach den Vororten ziehen, und arme immer mehr nach Berlin kommen. Gegen diese Behauptung will Oberbürgermeister Wilde nicht Stellung nehmen, er wünsche vielmehr von Herzen, daß sie sich in vollem Umfange bewahrheiten möge. Erst dann werden wir in der Lage sein, für den schönen Teil Groß-Berlins, den wir verwalten, so zu sorgen, wie es unser Wunsch ist. Wir haben jetzt keine Veranlassung mehr, die Eingemeindung zu erhoffen, sondern nur zu fürchten. Er hat die Eingemeindungsfrage für tot und beide Broschüren für Nekrologe auf einen entschlafenen Riesen Schöneberg stehe wie die anderen westlichen Vororte auf eigenen Füßen und brauche keine fremde Hilfe, „aber es könne um seiner Selbstachtung willen auch nicht daran denken, anderen zu helfen. Die Millionen-Bauern von Schöneberg sind recht protzig geworden! — Derweil wachsen die Ausgaben der Stadt immer riesiger an; was kostet die Berliner Straßenbeleuchtung? Ueber ½ Million hat Berlin im letzten Jahre Zuschuß geben müssen. Bemerkenswert ist, daß die elektrische Beleuchtung der Straße „Unter den Linden" rund 58 000 Mark pro Jahr kostet gegen nur 6500 Mark Kosten der elektrischen Beleuchtung des Lustgartens und 14 350 Mark des Schloßplatzes. Die elektrische Beleuchtung der Leipzigerstraße und des Spittelmarktes verursacht jährlich 30 500 Mark Kosten, der Friedrichshain 19 750 Mark, der Tiergarten 31 350 Mark, die Oberbaumbrücke 10 000 Mark, die Siegesallee 17 000 Mark und die Brücken durchschnittlich je 3500 Mark. Unter den Linden brennen 32 Bogenlampen von je 15 Ampere und 82 Bogenlampen von je 17 Ampere. Die Leipziger Straße und der Spittelmarkt werden durch 60 Bogenlampen beleuchtet, von 15 Ampere Kerzenstärke, ferner müssen unterhalten werden im Tiergarten 92 Bogenlampen, in der Siegesallee 36, im Friedrichshain 70, auf dem Königsplatz 34, im Viktoria-Park vom 1. Mai bis 30. September 30 Bogenlampen. 34 focher Lampen erhellen den Humboldtshain, 11 den Potsdamerplatz, 6 den Kemperplatz, 3 den Schloßplatz, 14 den Lustgarten, 5 das Kaiser Wilhelm-Denkmal, 8 das Kastanienwäldchen, 12 die Oberbaumbrücke, 8 die Alsenbrücke usw. Im ganzen hat die Stadt 604 Bogenlampen, 1 Januslampe im Personentunnel der Stettiner Bahn, 6 Nernstlampen in den Kolonnaden der Leipziger Straße und 118 elektrische Glühlampen von verschiedener Kerzenstärke und Brenndauer zu unterhalten.

Groß-Berlin wächst riesig an; im Jahre 1903 hat es um 80 000 Personen zugenommen; aber hiervon in Berlin selbst „nur" mit 33 000 beteiligt. Unter den Vororten ist Charlottenburg mit einem Zuwachs von ziemlich 10 000 vertreten. Ferner hat zugenommen Rixdorf um etwa 12 000, Schöneberg um 10 000, Wilmersdorf um 7000 usw. Bleibt Charlottenburg außer Betracht, so nahmen die Vororte des linken Spreeufers, also die südliche und westliche Umgebung Berlins, zusammen um reichlich 31 000 Personen zu. Dagegen hat die östliche und nördliche Umgebung, die Vororte des rechten Spreeufers (ohne den hierher gehörigen Teil Charlottenburg) nur 6000 Einwohner hinzubekommen, davon Nurmelsburg 1400, Reinickendorf 1200, Niederschönhausen 1100 usw.. Lichtenberg hat diesmal nur um 20 zugenommen, Neu Weißensee hat sogar um 200 abgenommen. Erst wenn auch die Stadthälfte rechts der Spree voll bebaut ist, wird auch die nördliche Umgebung stärkeren Zuzug bekommen. — Da kann es Stiftungen gut gebrauchen und die Dr. Jagor-Stiftung kommt ganz erwünscht, nachdem sie die landesherrliche Genehmigung gefunden hat. Wie erinnerlich, hatte der Forschungsreisende Dr. Jagor, der vor mehreren Jahren hier starb, die Stadtgemeinde Berlin als Universalerbin seines Vermögens — über 850 000 Mark — eingesetzt. In dem Nachlasse befanden sich auch sehr wertvolle Sammlungen von Kunstschätzen, die der Verstorbene von seinen weiten Reisen mitgebracht hatte. Gemälde, Teppiche, Waffen usw., ferner eine wohlgeordnete Bibliothek. Der Hauptteil dieser Sammlungen ist, dem Willen des Erblassers entsprechend, hiesigen Museen überwiesen worden, der andere Teil versteigert worden. Die Testamentsvollstrecker Direktor Dr. Jessen, Geh. Justizrat Arndt und Geh. Regierungsrat Friedel haben mit der Sichtung und Verwertung des Nachlasses bis in die neueste Zeit zu tun gehabt. Der letzte Rest von Kunstschätzen und Prachtwerken, der aus dem Jagorschen Nachlasse noch vorhanden ist, soll in nächster Zeit abgeschätzt werden, dann erst darf der Gesamtnachlaß als endgültig festgestellt erachtet werden.

Verlag und Rotationsdruck der Märkischen Vereinsdruckerei. Verantwortlicher Redakteur F. J. Knappe in Bochum.



Nr. 42. Gratisbeilage zur Westfälischen Volkszeitung. 22. Februar 1904

Lebenswege.

Erzählung von Clara Wilhelmi.

(Nachdruck verboten.)

Er stürmte weiter. Bei dem ersten Weinhause angekommen, kehrte er ein, im Wein seinen Aerger, seinen Verdruß, seine Eifersucht zu vergessen. Es war ihm nicht möglich, heute von Bergen um Geld zu bitten, er wollte sich überhaupt von ihm frei machen. Ja, aber wie? Er wußte dies selbst noch nicht, aber frei wollte er sein, wollte ihm sein Haus verbieten, wollte seiner Frau jeglichen Umgang mit ihm strengstens untersagen. Nachdem Paul in dieser Stimmung ein Glas nach dem andern getrunken, kehrte er nach seiner Wohnung zurück, wo er Käthchen schon anwesend fand.

„Bist Du wirklich schon von Deinem Spaziergange zurück?" fragte er ironisch. „Ich glaubte, Du würdest ihn länger ausgedehnt haben."

„Bin ich Dir zu früh wiedergekommen?" gab sie bitter zurück.

„Nein, es wäre mir überhaupt lieber gewesen, wenn der Spaziergang unterblieben und ich verbiete Dir hiermit, je wieder allein auszugehen. Wo soll denn das nächste Rendez-vous mit Deinem Liebhaber stattfinden, he?"

„Das nächste Rendez-vous?" fragte Käthchen betroffen. „Was meinst Du damit, wovon sprichst Du?"

„Heuchlerin!" rief er ergrimmt, „willst Du nun noch die Unschuldige spielen? Ha, ha, es hilft Dir nichts, meine Augen haben zu gut gesehen, Dich und Deinen Poseur, da hinten im Tiergarten. Ein schönes Bild war es, wie von Bergen den liebenswürdigen Schäfer machte. Aber ich will, ich dulde es nicht länger," rief er, mit dem Fuße stampfend.

„Paul, die Begegnung war eine zufällige," beteuerte die junge Frau.

„Ja, gewiß, rein zufällig," höhnte er, „man kennt das."

„Ich habe Dir keine Veranlassung gegeben, so schlecht von mir zu denken," entgegnete sie stolz.

„Nicht? meinst Du, ich habe es nicht bemerkt, wie Du Jahre lang vor meinen Augen mit ihm kokettiert hast? Aber für so ehrvergessen, wie ich Dich heute gesehen, habe ich Dich nicht gehalten."

„Halt, nicht weiter," rief sie erbleichend, „ich habe nichts getan, was eine solche Bezeichnung verdient; ich habe mich stets gut mit Deinem Freunde unterhalten, ich liebte seine Gesellschaft, aber das war auch alles."

„Du lügst!" Seine Stimme bebte und war heiser vor Wut. „Weiß, ich sage Dir, hüte Dich, oder es geschieht ein Unglück."

„O Gott," stöhnte sie, indem sie auf den Stuhl zurücksank, „wer mir dies vor fünf Jahren gesagt hätte. O, hätte ich Dich nie gesehen!"

„Ja wohl, es wäre besser gewesen," sagte er schneidend, „jedoch von meinem Anblick kann ich Dich befreien," setzte er höhnend hinzu, „aber Du wirst mich zurückwünschen, wenn es zu spät ist."

Dröhnend fiel die Türe zu und die unglückselige Frau war allein; allein mit ihrem Schmerz, mit ihrer Reue.

* * *

Am folgenden Tage, Käthchen war gerade mit der Kleinen beschäftigt, wurde sie durch rasches Pochen an der Tür erschreckt. Sie hatte Paul nach dem Wortwechsel noch nicht wieder gesehen. Sie war es längst gewohnt, wenn sie Morgens aufstand, oft das Lager ihres Gatten unberührt zu finden; aber heute hatte es sie beunruhigt. Sie erschrak daher auch heftig, als der Buchhalter in das Zimmer trat mit der Frage, ob Herr Werner nicht da sei.

„Er ist nicht hier," antwortete sie bekümmerten Herzens.

„Wissen Sie denn auch nicht, wohin er ist, oder wann er zurückkommt?"

„Leider nein."

„Das ist schlimm, fatal," meinte der Buchhalter mit besorgter Miene.

„Wie so denn, ist etwas vorgefallen?" fragte die junge Frau mit schlecht verhehlter Angst.

„Es sind einige Wechsel präsentiert von ziemlich hohem Betrage; ich sprach gestern mit Herrn Werner darüber, und er sagte mir, daß er für Deckung sorgen wolle."

„Können die Leute nicht wiederkommen? Ich hoffe, daß mein Mann bald wieder hier ist, da er weiß, daß heute so viel bezahlt werden muß."

„Sie wollen sich nicht so abfertigen lassen, sondern verlangen dringend Zahlung," meinte achselzuckend Herr Müller.

„Nun, so befriedigen Sie den Ungestümsten; so viel wird sich doch in der Kasse vorfinden."

„Die Kasse ist verschlossen und der Schlüssel fehlt, er liegt wenigstens nicht an seinem Platze und ich kann ihn nirgends finden."

„Dann will ich mit hinunter gehen, vielleicht paßt einer meiner Schlüssel dazu." Ihren vereinten Bemühungen gelang es zuletzt, vermittelst einem von Käthchens Schlüsseln die Kasse zu öffnen, aber bestürzt trat sie einen Schritt zurück: die Kasse war leer. —

„Wie ist dies möglich?" fragte erstaunt der Buchhalter, „ich weiß ganz bestimmt, daß sich gestern einige hundert Thaler in der Kasse befanden."

Käthchen war fast betäubt auf den Stuhl gesunken.

„Ich bitte Sie, Herr Müller, beschwichtigen Sie die Leute, lassen Sie dieselben heute Mittag oder morgen wiederkommen; mein Mann wird jedenfalls bald mit dem Gelde hier sein."

Herr Müller tat, wie sie wünschte; die Leute entfernten sich, sprachen aber laut ihren Unwillen aus und meinten, wenn sie wieder kämen, würden sie sich nicht so abfertigen lassen, sondern sie verlangten Geld.

Die junge Frau verlebte qualvolle Stunden; noch nie hatte sie Paul so sehnsüchtig herbeigewünscht, wie heute. Eine unsagbare Angst legte sich zentnerschwer auf ihr Herz und drohte sie zu ersticken. Es wurde Mittag, es wurde Abend, aber Paul kam nicht. Es stieg eine bange Ahnung in ihr auf; hatte er sich in der gestrigen eifersüchtigen Aufregung ein Leid zugefügt? Aber was war dann mit dem in der Kasse fehlenden Gelde geschehen? Hatte er sie verlassen? In fieberhafter Unruhe ging sie von einem Zimmer in das andere; die Angst schien sie zu verzehren. Was sollte, was konnte sie tun, um Gewißheit zu erlangen? Nichts, gar nichts, als geduldiges Abwarten. Wenn Paul ein Unglück zugestoßen, oder er sich selbst ein Leid zugefügt haben sollte, so würde man sicher baldigst davon hören.

„O, wäre die Nacht erst hin, wäre es schon morgen," klagte sie verzweiflungsvoll.

Endlich, endlich war der Morgen da, aber nicht Paul. Sie überlegte mit dem Buchhalter, was nun zu beginnen sei.

„Sie müssen sich leider auf Schlimmes gefaßt machen," sagte dieser teilnehmend. „Es bleibt uns nichts anderes übrig, als die Zahlungen einzustellen."

„Sie übertreiben, Herr Müller," meinte Käthchen, „ich denke, diese Summe ist wohl zu erlangen, wenn ich einen Teil meiner überflüssigen Sachen verkaufe."

„Ja, wäre es mit dieser Summe allein abgetan; aber die binnen kurzem fälligen Wechsel belaufen sich bei weitem höher. Und wenn Sie auch einen Teil Ihrer wertvollen Einrichtung verkaufen, so haben Sie doch für den Augenblick kein Geld, und die Gläubiger lassen sich jetzt, in Abwesenheit Ihres Herrn Gemahls besonders, nicht länger hinhalten."

„Herr Müller, ich bitte, ich beschwöre Sie, versuchen Sie, sich mit den Gläubigern zu verständigen, vielleicht einen Akkord zu Stande zu bringen. Ich will ja gern alles Ueberflüssige verkaufen, nur keinen öffentlichen Konkurs," jammerte die Unglückliche.

„Mit Vergnügen werde ich tun, was in meinen Kräften steht," entgegnete dieser; „ich muß aber hinzufügen, daß ich wenig Hoffnung habe. Es wäre noch wohl zu retten gewesen, wenn wir in letzter Zeit nicht auch bedeutende Verluste gehabt hätten. Da ließ Herr Werner sich in sehr gewagte Unternehmungen ein, er wollte das Glück zwingen, ihm das Verlorene wieder zurück zu geben; aber das Glück wendete ihm den Rücken und alles, was er unternahm, ging fehl. Gestern machte ich eine oberflächliche Bilanz, und sie ergab, daß die Passiva die Aktiva bedeutend übersteigen."

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von dem Verschwinden Paul Werners. Schon kamen die Gerichtsherrn in Begleitung einiger Gläubiger, um unten im Geschäftslokal die Siegel anzulegen. Auch die anderen Gläubiger Werners kamen nun schaarenweise, um Erkundigungen einzuziehen und zugleich ihrem Groll in wenig gewählten Worten Luft zu machen.

Käthchen war mit einem Male von ihrer stolzen Höhe herabgestürzt; sie ertrug aber den Schlag gefaßter, als man hätte erwarten sollen. Sie hoffte noch immer, die Ehre des Hauses zu retten.

Die Ungewißheit über Paul rieb sie fast auf; sie hatte bislang noch kein Lebenszeichen von ihm bekommen. Ein bitteres Weinen der kleinen Helene riß sie aus ihrem dumpfen Hinbrüten.

„Mama, sieh einmal, hier steht ein Kind," sagte sie, auf ihr Bilderbuch zeigend, „es hat keine Schuhe und keine Strümpfe an und ist ganz allein, es weiß gar nicht, wohin es soll." Dabei rannen dem Kinde die Tränen über die zarten Wangen. Die Mutter preßte das Kind an ihr Herz.

„Armes Kind," flüsterte sie, „Du weinst um das Leid anderer und ahnst nicht, wie sehr Du selbst zu beklagen bist. Was soll aus uns werden, wenn Dein Vater nicht zurückkehrt, wohin sollen wir denn?"

Da pochte es an der Türe und von Bergen trat ein.

„Verzeihen Sie, wenn ich störe," sagte er in jenem vertraulichen Tone, den nur ein alter, bewährter Freund anschlagen darf; „ich komme nur, um zu hören, was Wahres an all den Gerüchten ist, welche die Stadt durchlaufen."

Käthchen, die seit der Unterredung im Tiergarten v. Bergen nicht mehr als Freund betrachtete, war durch diesen Ton unangenehm berührt.

„Und welcher Art sind diese Gerüchte?" fragte sie kalt.

„Erlauben Sie, daß ich mich setze," sagte er, einen Sessel in ihre Nähe ziehend, worin er sich niederließ.

„Man sagt, Werner sei verschwunden, ferner, das Geschäft so gut wie fallit."

„Das Erstere muß ich leider bestätigen, mein Mann ist seit einigen Tagen fort, wohin weiß ich nicht," entgegnete sie mit bebender Stimme; „das Zweite sind Voraussetzungen, deren Eintreffen wohl abgewartet werden muß."

„Also Werner ist wirklich fort; — dies ist für Sie, namentlich in der ersten Zeit sehr unbequem," sagte er, indem er an seinem Schnurrbart drehte. „Da werden die Gläubiger nicht säumen, ihre Forderungen geltend zu machen. Sie werden bei der Abwickelung der Geschäfte eines ergebenen Freundes bedürfen, der Ihnen zur Verfügung steht. Verfügen Sie in dieser Hinsicht ganz über mich; jeder Wunsch, den Sie aussprechen, ist mir Befehl."

„Ich danke Ihnen, mein Herr, für das Anerbieten," antwortete Käthchen kühl, „unser Buchhalter wird mir in dieser schwierigen Lage beistehen; ihm kann ich vertrauen."

„Und meine Hülfe, meinen Beistand, lehnen Sie ab? Bedenken Sie, was Sie tun. Wissen Sie, daß auch mein Vater eine nicht unbedeutende Summe von Ihnen zu fordern hat? Er hat mich beauftragt, die Angelegenheit zu ordnen," sagte Bergen mit einem lauernden Blick.

„Ich hoffe, Ihrem Herrn Vater gerecht zu werden, wenn Sie nur etwas Geduld mit mir haben," entgegnete sie bestimmt.

„So, und wodurch?"

„Wenn ich dieses Haus, die wertvolle Einrichtung überhaupt alles Ueberflüssige verkaufe, hoffe ich allen gerecht werden zu können."

„Das alles ist nur ein Tropfen, der auf dem glühenden Stein verdampft," fuhr von Bergen fort. „Sie wissen nicht, wie hoch sich die Forderung beläuft, von meiner eigenen gar nicht zu reden. Sehen Sie her."

Er nahm einige Papiere aus seiner Brusttasche und legte sie vor Käthchen auseinander. Nur einer flüchtigen Blick warf sie auf dieselben.

„Mein Gott!" stöhnte sie; alle Farbe wich aus ihrem Antlitz. „Mein Gott, dies ist mehr, als ich befürchtete."

„Sie sehen jetzt bald selbst ein, daß Sie meinen Beistand nicht zurückweisen dürfen, da ich der Einzige bin, welcher Sie aus dieser Lage befreien kann."

Die unglückliche Frau saß regungslos in dem Sessel, das bleiche Angesicht in den Händen vergraben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Organist.

Novelle von C. Borges.

(Nachdruck verboten.)

„Herr Oswald Rock — Fräulein Willford" und die Fremden waren hiermit vorgestellt. Dann bat die Wirtin, dem jungen Herrn einige Lieder zu begleiten und ging darauf in ein anderes Zimmer, um für die weitere Unterhaltung der Gäste zu sorgen.

Helene stutzte. Sie ließ prüfend ihre dunkeln Augen über die Gestalt und das Antlitz des Fremden schweifen, und unverkennbares Erstaunen malte sich in ihren Zügen. War es denn eine Sinnestäuschung oder ein neckisches Spiel ihrer erregten Phantasie? Sie sah ihr ganz getreues Ebenbild vor sich stehen; der Kanadier hatte ihre Augen, ihr dunkles Haar, ihre Züge, ihre ganze Gestalt.

Herr Rock war ein Naturkind. Er verstand es durchaus nicht, seine Gedanken zu verbergen. Als er daher einen flüchtigen Blick in das lieblich gerötete Antlitz der Dame geworfen hatte, rief er in sichtlicher Ueberraschung aus:

„Das ist doch sonderbar, Fräulein Willford, Sie sehen ja gerade so aus, wie ich; Sie könnten meine Schwester sein."

Die junge Dame beherrschte ihre Gefühle, sie lächelte als sie in leisem Flüstertone entgegnete:

„Es ist wirklich eine auffallende Aehnlichkeit vorhanden, Herr Rock; aber sprechen wir nicht mehr davon, wir erregen bereits Aufmerksamkeit. Haben Sie ein Lied ausgewählt? Die Gäste warten auf Ihren Vortrag."

Der Kanadier erinnerte sich seines Versprechens, suchte unter den Noten und bald erfüllte seine reine, klangvolle Stimme den Saal und hielt die Musikkenner in fast atemloser Spannung.

„Fräulein Willford, darf ich Sie in den Speisesaal führen?" fragte Herr Schellenberg, als der Gesang beendet war.

Helene nahm den dargebotenen Arm freundig an.

„Wie kommt es, daß ich Sie niemals treffe?" flüsterte er ihr leise zu, „weichen Sie mir absichtlich aus? Habe ich Sie unwissend beleidigt?"

„Das ist Einbildung, Herr Schellenberg, warum sollte ich Ihnen ausweichen?"

„Das darf eine Landsmännin auch gar nicht tun," scherzte er weiter, doch Helene schien seine Worte nicht zu verstehen.

„Verzeihen Sie," lächelte er, „aber sind wir denn nicht Landsleute? Meine Mutter war eine Engländerin und daher darf ich mich doch auch zu Englands stolzen Söhnen zählen."

„Ja, wir kamen aus England," versetzte Helene, doch diese Unterhaltung schien peinliche Erinnerungen in ihr zu wecken.

Der junge Agent merkte den verlegenen Blick, doch er mißdeutete ihn und fuhr daher unbeirrt fort:

„Ich bin stolz auf meine Nationalität, aber lassen Sie mich auf meine erste Frage zurückkommen, wie kommt es, daß ich Sie jetzt so selten sehe?"

„Das weiß ich wirklich nicht; bedenken Sie, die Stadt ist doch groß, da hält es schon schwer, sich zu begegnen."

„Wissen Sie, daß ich jetzt nur dem Gottesdienst in der Paulskirche beiwohne? Sie müssen doch des Sonntags dort sein; Sie gehören zu der Kirche, und da Ihr Bruder dort Organist ist, haben Sie gewiß besonderes Interesse für diese Kirche. Wie kommt es, daß ich Sie niemals treffe?"

„Ich bin regelmäßig dort. Aber die Kirche ist groß, Sie können doch unmöglich die ganze Gemeinde überblicken."

„Das tue ich dennoch. Sie werden gewiß über mich lachen und vielleicht tue ich auch Unrecht, aber ich gehe sehr früh hinein, setze mich verborgen hinter einen Pfeiler gerade der Tür gegenüber, daß ich jeden Eintretenden mustern kann. Nach Beendigung des Gottesdienstes bleibe ich so lange auf dem Kirchplatz, bis die Letzten sich entfernt haben; aber es ist mir noch nicht gelungen, Sie zu sehen, und das ist doch sonderbar."

„Sie sollten nicht zur Kirche gehen, um mich sehen zu wollen, das ist ein Unrecht," wandte Helene vorwurfsvoll ein.

„Ich weiß es, aber mir bleibt kein anderer Ausweg. Geben Sie mir die Erlaubnis, Sie in der Rosenvilla zu besuchen und Sie machen mich zum Glücklichsten aller Sterblichen."

„Sie sind uns stets willkommen."

„Ist das Ihr Ernst?" jubelte er freudig überrascht; doch den schelmischen Ausdruck in ihren Zügen gewahrend, fügte er kleinlaut hinzu: „Sie treiben wohl Scherz mit mir, Fräulein Willford?"

„Ganz gewiß nicht! Meine Mutter spricht oft von Ihnen und wundert sich, warum Sie uns nicht mehr besuchen," versicherte sie.

„Ich will jetzt häufiger kommen. Meine freie Zeit soll mich auf dem Wege zur Rosenvilla finden."

„Während der ganzen halb ernsten, halb scherzenden leise geführten Unterhaltung, hatte Elsa Laube keinen Blick von dem Agenten und Helene abgewandt; und als am späten Abend die letzten Gäste das gastfreie Haus verließen und ein Licht nach dem anderen erlosch, eilte sie in ihr einfaches kleines Schlafzimmer. Schluchzend barg sie ihr Haupt in die schweigen Kissen ihres Lagers und weinte bitterlich über die Vergänglichkeit des irdischen Glückes und über die gänzliche Vernichtung ihres erdachten, kurzen Liebestraumes.

6. Kapitel.

Als Franz Burgfeld an jenem Abend, nach der letzten Unterredung mit Martha im Restaurant allein in seiner bescheidenen Wohnung saß und über die Unbeständigkeit seines launenhaften Glückes grübelte, wollte er fast verzweifeln. Die Zukunft lag dunkel und fast hoffnungslos vor ihm. Aus seiner Stellung als Organist entlassen, dachte er gar nicht daran, sich einen ähnlichen Wirkungskreis zu suchen; denn er mußte Martha Recht geben, die ihm offen erklärt hatte, daß seine Leistungen für eine solche Stellung nicht genügten. Der Gedanke an ihre treue Liebe war ihm ein Trost und mit Bitterkeit gedachte er der Gattin seines alten Onkels, die es vermocht hatte, ihn aus dessen Gunst zu verdrängen. Er hatte ihn von Kindheit an, wie einen Vater geliebt, ja, er liebte ihn immer noch, und er entschloß sich, um seiner Geliebten willen, noch einmal einen Versuch zu machen, das alte frühere Verhältnis wieder herzustellen. Dann erst konnte er offen vor den alten Dr. Hartung hintreten, um die Hand der jüngsten Tochter bitten und ihr eine glückliche Zukunft in Aussicht stellen.

„Für Sie, Herr Burgfeld," rief in diesem Augenblick die Wirtin, die leise die Tür geöffnet hatte und jetzt ihrem Einwohner ein Telegramm entgegen hielt.

Franz Burgfeld erschrak. Hastig ergriff er das verhängnisvolle Schreiben und überflog die wenigen Worte:

„Komme sofort. Dein Onkel gefährlich erkrankt. Scharlachfieber. Keine Pflege. Edmund Normann."

Mehrere Minuten starrte der junge Mann auf die unheilverkündende Botschaft; die Worte tanzten vor seinen Augen; doch gewaltsam zwang er sich zur Ruhe. Dann ließ er seine Wirtin kommen, bezahlte seine Rechnung und teilte ihr seine nötig gewordene Abreise auf den folgenden Tag mit. Darauf nahm er seinen Schreibblock und schrieb seiner Martha den Grund seiner plötzlichen Abreise. Er bat flehentlich um eine letzte kurze Unterredung im bekannten Restaurant am nächsten Vormittag, da er schon mit dem Mittagszuge nach der nächsten Hafenstadt abfahren wolle.

Am folgenden Morgen, nachdem er seine wenigen Habseligkeiten zusammengepackt, schlug er den Weg nach der Wohnung des Dr. Hartung ein. Er wagte nicht, selbst das Haus zu betreten, denn die finstere, älteste Tochter Marie hatte schon Argwohn geschöpft und würde nie eine Zusammenkunft mit der Schwester gestatten. Geduldig ging er in der Nähe des Hauses auf und ab, bis er endlich einen kleinen Metzgerlehrling sah, der Fleisch herumtragend, gerade auf das Haus seiner Geliebten zuschritt.

Im nächsten Augenblick war der Kleine im Besitz des Briefes und mit der strengen Anweisung, denselben nur Fräulein Martha einzuhändigen, betrat er das Haus.

Bald darauf kehrte er zurück.

„Ich habe ihr den Brief gegeben und sie sagte mir „es ist gut," berichtete der Knabe, schmunzelnd die blanke Silbermünze in seiner Hand betrachtend, „kann ich noch einen Auftrag für Sie besorgen, mein Herr?"

„Bist Du auch ganz sicher, daß es Fräulein Martha war, der Du den Brief gegeben hast, war sie jung und sehr schön?" forschte Herr Burgfeld nach.

„Ja, ja, und sie sagte: es ist so gut," rief der Knabe, eilig davonlaufend, denn er wußte ganz genau, daß die finsterblickende Dame durchaus nicht der gesuchten Beschreibung entsprach.

Franz Burgfeld wartete volle zwei Stunden und schweren Herzens lenkte er seine Schritte nach dem Bahnhofe, ohne die Geliebte gesehen zu haben. Er ahnte gar nicht, daß sein kleines Liebesbriefchen gar nicht in die richtigen Hände gelangt war. Marie hatte das Schreiben an sich genommen, es gelesen und sofort den Flammen übergeben, fest entschlossen in Zukunft noch ein wachsameres Auge auf die Schwester zu haben. Vorläufig war freilich jede Gefahr beseitigt, denn Herr Burgfeld war nach England gereist und voraussichtlich würde er nicht so bald wiederkehren.

Inzwischen führte das Dampfroß den jungen Organisten schnell der nächsten Hafenstadt entgegen. Einer seiner Mitreisenden war ein ältlicher Herr mit grauem Haar, hellen freundlichen Augen und wohlwollenden Zügen. Auch auf dem Schiffe nach England blieb er sein Reisegefährte, und ehe noch die englische Küste in Sicht war, wußte Herr Burgfeld den Namen, das Reiseziel und einen großen Teil der Lebensgeschichte des Fremden, während auch Herr Robert Rock aus Kanada mit inniger Teilnahme das Geschick seines jungen Freundes angehört hatte.

„Es unterliegt keinem Zweifel, die Frauen tragen oft viel dazu bei, das Elend hier auf Erden zu vergrößern, aber sie helfen uns auch manches Leid geduldig zu tragen, und den Kampf mit dem Leben stets von Neuem wieder aufzunehmen," tröstete er. „Hätte Ihr alter Oheim nicht dem Gerede seiner jungen Gattin gelauscht, so wären Sie jetzt noch sein Erbe. Hingegen trägt Ihre Geliebte in Deutschland dazu bei, daß Sie den Mut nicht sinken lassen, und um ihretwillen wird es Ihnen gelingen, alle Hindernisse zu beseitigen, um ihr dereinst als Ihre Gattin eine sorgenfreie Existenz zu sichern.

Der junge Mann war von der aufrichtigen Teilnahme des Kanadiers fest überzeugt und drückte ihm warm die Hand.

„Ich habe mich in fernen Landen nie viel um das schöne Geschlecht gekümmert," fuhr Herr Rock fort und ließ gedankenvoll seine Blicke über die unendliche See schweifen, „aber dennoch war der liebe Gott mir gnädig und schenkte mir einen prächtigen Sohn, der jetzt mein Stolz und meine Freude ist. Es sind jetzt sechzehn Jahre, da hörte ich, daß englische Auswanderer ein Kind in Winnipeg in Kanada ausgesetzt und alsdann ihre Reise in das Innere des Landes fortgesetzt hatten. Meine Besitzung war ganz in der Nähe und ich ging hin, um mir das arme Kind anzusehen. Ein trostloser Anblick bot sich meinen Blicken dar. Das arme Kind war vom heftigen Fieber ergriffen und wälzte sich in wilden Phantasien auf seinem elenden Lager, auf welche mitleidige Menschen es gebettet hatten. Ich fühlte Mitleid mit dem armen verlassenen Kinden, nahm ihn mit mir und pflegte ihn. Als er vollständig genesen war, verlangte er nach seinem Vater, nach seiner Mutter und nach seinen Schwestern. Aber er wußte nicht, wo er griffen und wälzte sich in wilden Phantasien auf einem großen Schiffe gewesen sei. Er konnte mir weder seinen Vaternamen noch sein Heimatsland nennen; wahrscheinlich hatte das langanhaltende Fieber seine Erinnerungen geschwächt. Ich nahm ihn an Kindesstatt an, gab ihm einen Namen und lehrte ihn mich „Onkel" zu nennen.

Der Kleine wuchs zu einem prächtigen, wunderbar schönen Knaben heran, den ich wie mein eigenes Kind liebte, und noch täglich danke ich Gott für dieses Geschenk vom Himmel. Da ich reich genug war, entschloß ich mich, meinem Knaben zu geben, was ich in meiner Jugend entbehren mußte — eine vorzügliche Erziehung. So lange es möglich war, hielt ich ihn dort drüben die besten Lehrer, aber das ging nur wenige Jahre. Endlich erwachte auch das lang geschlummerte Verlangen in mir, meine alte Heimat wiederzusehen, wiewohl ich wußte, daß kein Mensch mehr darin zu finden war, der den alten ergrauten Mann wiedererkennen würde, der vor vierzig Jahren als armer fünfzehnjähriger Knabe sein Vaterland verlassen hatte.

Ich will mich kurz fassen. Mein Sohn blieb in Deutschland guten Händen anvertraut, und ich wußte, daß er gewissenhaft seinen Studien oblag. Dann reiste ich nach England, gerade wie heute.

Niemand kannte mich oder erinnerte sich meines Namens. Die wenigen Leute, deren ich mich entsann, waren todt oder fortgezogen; ich war ein Fremder geworden in meiner alten Heimat. Da durchreiste ich verschiedene Länder Europas um mir ein Plätzchen auszusuchen, wo ich in Frieden den Rest meines Lebens zubringen könne. Es fehlte mir nicht an den erforderlichen Geldmitteln, aber ich fand nicht, was ich suchte und kehrte darum nach England zurück. Es waren damals schlechte Zeiten unter den Edelleuten. Ich lernte einen Lord Wellford kennen, der durch fremde oder eigene Schuld in die größte Not geraten war. Er war ein stolzer, hochmütiger Mann, hatte aber eine edle Frau und zwei liebe Töchter. Bald darauf starb der alte Herr und sein ganzes Eigentum kam unter den Hammer. Seine Frau hatte ihn unendlich geliebt; sie konnte diesen herben Verlust nicht ertragen und weinte sich blind in ihrem großen Schmerze; sie hatte von jeher schwache Augen. Die älteste Tochter war kränklich; ein Rückenmarksleiden hielt sie seit Jahren auf das Lager gefesselt; aber die jüngste war ein Bild blühender Gesundheit, und es war eine Lust einen Blick von ihr zu erhaschen.

Ich kaufte die starkverschuldete Besitzung zu einem sehr hohen Preise, um die zahlreichen Gläubiger zu befriedigen, mußte aber leider erfahren, daß für die verarmte Familie auch nicht einen Pfennig übrig blieb und sie in die größte Not geriet. Ich glaube, die Familie sah mich für ihren größten Feind an, der gewaltsam ihr Eigentum an sich gerissen habe, ausgenommen die jüngste Tochter. Wenn ich durch einen glücklichen Zufall mit ihr zusammentraf, war sie so freundlich gegen mich, als ob ich in Rang und Stellung ihr gleich stände.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Tägliche Erinnerungen.

23. Februar.

1685: G. Fr. Hoendel, Komponist, geb. (Halle). 1831: H. Meilhac, französischer Bühnendichter, geb. (Paris). 1834: G. Nachtigall, Afrikareisender, geb. (Eichstaedt). 1868: Fr. Stuck, Maler, geb. (Tettenweis, Niederbayern). 1879: Generalfeldmarschall v. Roon, †. (Berlin).

Unpolitische Zeitläufe.

(Nachdruck untersagt.)

Berlin, 18. Februar.

Uff! Am Aschermittwoch ist die Vergnügungsjagd amtlich geschlossen. Schonzeit! In diesem Falle nicht für das Wild, sondern für die ausgepumpten Jäger. Der Mensch muß doch mal wieder in das richtige Geleise und den ordentlichen Gang des Lebens kommen. Die sogen. „Erholung" war sehr anstrengend; darum will man nun eine wirkliche Erholung haben, und die besteht in regelmäßiger Tagesarbeit und ausgiebigem Nachtschlaf. Auch das Portemonnaie muß Schonzeit haben; denn es hat in der letzten Zeit an galoppierender Auszehrung gelitten.

Nach der Erholung soll die Arbeit noch einmal so gut schmecken. Soll! Manchmal schmeckt sie aber furchtbar sauer. Das ist dann ein sicheres Zeichen, daß man die sog. Erholung zu einer Plage und das Vergnügen zu einer Qual gemacht hat.

Die Menschen machen viel eher grau, als vernünftig. Wir schelten das Kind, das sich den Bauch voll Näschereien stopft, bis es vor Leibschmerz stöhnt. Aber wenn wir selbst mal am Becher der Lust zu naschen anfangen, so pflegen wir auch nicht eher aufzuhören, als bis sich Leib und Seele den Magen verdorben haben.

Kürze ist nicht blos des Witzes Würze, sondern auch der Monne Wehr. Der Mensch, der sich in's Vergnügen stürzt, ruft: Je länger, je lieber! Aber der Katzenjammer lehrt ihn nachträglich das wirkliche Naturgesetz des Vergnügens kennen: Je länger, je lauer.

Es ist eine weise Sitte, wenn zu Aschermittwoch ein pünktlicher Schluß gemacht wird. Die „aufgeklärten" Leute, die noch bis nahe vor Ostern in den aufgehenden Frühling hinein das winterliche Vergnügungstreiben fortsetzen, haben das Pulver der Lebensweisheit nicht erfunden.

„Was nachkommt, ist Bärme", so pflegt man herzhaft zu sagen. Eine Berliner Weiße einzugießen, ist eine besondere Kunst. Die blinde Begehrlichkeit will den letzten Tropfen aus der Krule haben; der kluge Einschenker aber paßt genau auf, ob der ausfließende Strahl auch noch ganz klar ist. Sobald sich die trübe Neigung zeigt, bricht er ab und läßt den Rest in der Krule. Denn dieser Bodensatz taugt nicht und würde das ganze Getränk verderben. Wenn doch die Leute beim Becher des Vergnügens ebenso klug zu Werke gingen, wie die Weißbier-Philister, und die schlechte Neige stehen ließen!

Wenn über Festlichkeiten in den Zeitungen berichtet wird, so kann man oft einen Lobgesang auf die lange Dauer lesen. Der Berichterstatter deutet schmunzelnd an, daß die letzten Gäste schon die Hähne gehört oder gar die Sonne gesehen hätten. Damit soll das Vergnügen als wunderherrlich hingestellt werden. In Wirklichkeit wird nur die Unvernunft der Spätlinge dargetan. Sie haben den rechten Zeitpunkt zum Aufhören verpaßt. Eine Polizeistunde der Polizei gab es nicht; aber die Polizeistunde der Vernunft hätten sie beachten sollen. Was nachkommt, ist Bärme.

Beim Essen, so lehrt eine alte Lehre, soll man aufhören, wenn es am besten schmeckt. So bewahrt man sich den reinen, angenehmen Nachgeschmack und die fröhliche Verdauung. Ebenso richtig und viel nötiger scheint mir diese Regel für das Trinken zu sein. Denn gerade beim Trinken ist das rechtzeitige Ende so schwer zu finden. Wenn es recht gut schmeckt, so denkt man, das folgende Glas müsse noch besser schmecken. Das tut's nicht; aber man bildet sich doch ein, daß noch ein schöner Durst vorhanden sei, der durch ein neues Glas seine wohlige Befriedigung finden werde. So bleibt man eine lange Weile beim „Vorletzten", und das Ende ist von bekannter Unliebtichkeit. Hätte man etwas früher Schluß gemacht, so wäre man am anderen Morgen als frischer, fröhlicher Kerl aufgestanden, während man nun im Schaumkopf des Jammers steckt.

Vom Tanzen kann ich aus eigener Erfahrung kaum reden; ich habe eigentlich blos in meiner Kinderstube mit den Sprößlingen getanzt, als sie noch klein waren. Aber nach allem, was meine Augen gesehen und meine Ohren gehört haben, nimmt auch dabei das Vergnügen bei anhaltender Springerei in bedenklichem Maße ab und schlägt schließlich in Strapazen und Qual um.